



Ein trockener Teebeutel, die Hand auf dem Po. Hannah Villiger führte mit ihrer Polaroidkamera ein Zweitleben (aus den 1980er-Jahren). Bild: Foundation The Estate of Hannah Villiger

Die Polaroid-Provokateurin

Die früh verstorbene Luzerner Künstlerin hat die Gender- und Selfie Debatte vorweggenommen. Jetzt wird sie international als Pionierin gefeiert und sorgt für Furore im spektakulärsten Museum der Schweiz.

Daniele Muscionico

Man knipst, es surrt – und schon ist das Bild da. Die Sofortbildkamera, dieser kleinste Wirklichkeitsmotor zwischen Daumen und Zeigefinger, ist der schönste Beweis dafür, dass das Leben aus unwiederbringlichen Wundern besteht. Ein Bild gibt es nur einmal, eine Pola gibt es nur einmal, Instant-Magie des Moments! Der geniale US-Amerikaner Edwin Land, von Haus aus Physiker, bastelte seit den 1930er-Jahren an seiner Idee und stellte sie schliesslich 1947 der Öffentlichkeit vor: Eine Kamera mit integriertem Entwicklerlabor. Polaroid!

2009 ging die Firma spektakulär pleite. Die Handyfotografie war da. Doch Polaroid ist wiederauferstanden. Und spätestens als Lady Gaga 2011 in Las Vegas zur Kreativdirektorin von Polaroid geweiht wurde, war jedem klar: Die Instant-Kamera muss die Krönung sein all dessen, wofür Fotografie steht. Sie allein lügt nicht, sie erfüllt die Sehnsucht nach Original und Wirklichkeit.

Andy Warhol tats – und eine Schweizerin, Hannah Villiger

Künstler und Künstlerinnen wussten das lange bevor sich der Status der Pola im Volk behauptete. Andy Warhol war ein ausgemachter Polaroid-Nerd. Früh waren es viele Japaner wie Nobuyoshi Araki. Genauso David

Hockney und Dennis Hopper, Robert Mapplethorpe, Robert Rauschenberg, Gus Van Sant. In der Schweiz hat eine Frau die Kraft des Mediums für sich entdeckt, Hannah Villiger. Eine Frau, ein Bild, viele Geschlechter. 1951 in Cham geboren, verstarb sie bereits im Alter von 45 Jahren an einem Herzversagen, bis heute ist sie eine der bekanntesten Unbekannten der Schweizer Kunst.

Das muss sich ändern. Hannah Villiger wird im Muzeum Susch im Unterengadin wiederentdeckt: Eine Visionärin in einer der visionärsten Museumsbauten, die es hierzulande gibt. Villiger vor dem Vergessen bewahrt hat die Kuratorin Madeleine Schuppli. Ihre Beschäftigung mit der Künstlerin stammt aus der Zeit, als sie (2007 bis 2020) das Aargauer Kunsthaus leitete.

«Amaze me», die Künstlerin überrascht sich selbst

Schupplis Schau unter dem Titel «Hannah Villiger: Amaze me» ist das Ereignis des noch jungen Kunstjahres. Und sie ist in mehrfacher Hinsicht eine Reise wert an den jungen Inn. Die Ausstellung antwortet auf die Architektur innen und spielt mit der Natur aussen. «Amaze me» ist ein pulsierender Dreiklang aus Raum, Landschaft und Werk. Sie ist pure Schöpfung.

Warum aber muss diese Künstlerin wiederentdeckt – oder für die Öffentlichkeit vielleicht erst entdeckt – wer-

den? Hannah Villiger, ausgebildet zur Bildhauerin, war in dem, was sie machte Autodidaktin. Immer in Bewegung, auf Reisen zwischen Kanada, Rom, Basel und Paris, war sie ähnlich schwer zu greifen wie ihre Kunst. Und sie machte überdies zwei folgenreiche Fehler.

Muzeum Susch: Das Labyrinth im Felsen

Dieses Museum im Unterengadin kennt nichts Vergleichbares: Es ragt tief in den Berg, zeigt Kunst in Kavernen, nutzt ein historisches Klostergebäude und verbindet lokale Baumaterialien mit Hightech. Realisiert mit grossem finanziellem Aufwand und Geschmackssicherheit durch die polnische Kunstmäzenin und Unternehmerin Grażyna Kulczyk, sie lebt in Susch, ist es ein Geschenk an die Gegend, eine Hommage an das Engadiner Handwerk und an Künstlerinnen, die dem Vergessen anheimgefallen sind. Kulczyk bietet ihnen eine Bühne, auf die die internationale Kunstöffentlichkeit mit Neugierde blickt. Nebst dem Museum (in polnisch «Muzeum») haben die Architekten Chasper Schmidlin und Lukas Voellmy weitere Engadinerhäuser in den Kunstkomplex integriert. Das Haus ist ideal erschlossen: Auf der gegenüberliegenden Inn-Seite findet sich der Bahnhof. (M.D.)

Zu einer Zeit, als sie noch verpönt war, arbeitet sie mit einer Instantkamera. Doch die Polaroid-Kamera heisst ganz richtig so, wie sie heisst: Sie polarisiert – bis heute. Was wäre denn daran Kunst, wenn sie durch einen Knopfdruck entsteht? Hannah Villiger hatte die Antwort. Sie bestand in der Art und Weise, in der genuinen Technik, mit der sie ihre Polaroids weiterverarbeitet hat.

Villiger, Fehler zwei, fotografierte sich selbst aus allen erdenklichen Blickwinkeln. Sie interessierte sich primär für ihren Körper. Selfies! Selfies aber zu einer Zeit, als der Begriff noch nicht einmal erfunden war. Und Selfies, als es weder als angesagt noch mehrheitsfähig galt, den eigenen nackten Frauenkörper ins Zentrum seines Werks zu stellen.

Ein Körper löst sich auf, was bleibt zurück?

Doch die Künstlerin, gesundheitlich angeschlagen, man sieht ihre Präsenz im Laufe der Zeit körperlos werden, nahm ihren Leib – vielleicht auch deshalb – nur bedingt als einen solchen wahr. Sie fotografierte ihn so, dass er kein Menschenkörper mehr sein musste. Sie gab in der Darstellung eines weiblichen Leibs die Idee der Einheit auf, schreddert ihn, trennt ihn, und fügt ihn – den Kubisten gleich – neu zusammen. Sie suchte nicht die «Individualität», sondern wollte die «Überindividualität», wie sie in ihren

Tagebüchern und Arbeitsheften notierte. Der Mensch als Tier, als Pflanze, Villiger fotografierte ihre eigene Evolution.

Es muss ein manisches Arbeiten gewesen sein, wenn man ihre Notizbücher liest, über 50 sind es, und viele davon sind in der Ausstellung zugänglich. Villigers Schrift, ihre Dringlichkeit, ist zum Greifen da. So schreibt sie am 29. Mai 1989:

«Es ist Mittag. Die Nachmittage gehören meiner Arbeit. Die Vorhänge sind geschlossen, durch den Stoff dringt ein gelbliches Licht. Am Boden ist ein weisses Tuch ausgebreitet. Meine Arena. Die Utensilien liegen teilweise bereit. Die Polaroidkamera steht provozierend auf meinem Tisch, neben meinem Skizzenbuch. Ich ziehe über meinen nackten Körper, den Arbeitsmantel. Alles liegt bereit und wartet darauf, in Bewegung gebracht zu werden. Die verschiedenen Spiegeltile, die Stoffe, das Messer, Neocolor, Acrylfarbe, Polaroidfilme; ich friere meistens am Anfang. Ich steige in mich hinein.»

Auf ihren letzten Bildern steigt sie aus ihrem Körper heraus. Zurück lässt sie leere Textilien, explodierende Farben, unklare Formen. Das ist es also, was bleibt. Hannah Villiger ist gegangen, um hier zu sein.

«Amaze me», Muzeum Susch, bis 2. Juli 2023.